

# Soziale Verantwortung lernen. Das Projekt „Compassion“

Das *Compassion*-Projekt ist ein Projekt sozialen Lernens. Es beruht auf einer Initiative der Freien Katholischen Schulen in Deutschland und wird inzwischen auch von staatlichen Schulen in Baden-Württemberg und Schulen in freier Trägerschaft in Deutschland, Österreich und den Niederlanden adaptiert. Ziel des Projekts ist die Entwicklung sozialverpflichteter Haltungen wie Hilfsbereitschaft, Kommunikation, Kooperation und Solidarität mit Menschen, die aus welchen Gründen auch immer auf die Hilfe anderer angewiesen sind. Zu diesem Zweck gehen die Schülerinnen und Schüler der Projektschulen während des Schuljahres in der Regel zwei Wochen lang in eine soziale Einrichtung, z.B. in Altenheime, Krankenhäuser, Behindertenwerkstätten, Obdachlosenheime, Kindergärten oder Bahnhofsmissionen. Die Lehrkräfte besuchen die Schüler/innen am Praktikumsort und begleiten die Praktika vorbereitend und reflektierend in ihrem Fachunterricht.

## Das Projekt

Damit das Projekt an einer Schule funktioniert, stellt ein Kollege, eine Kollegin als Koordinator/in den Kontakt zu sozialen Einrichtungen her, am besten mit Unterstützung von der Caritas, Diakonie oder Freien Wohlfahrtsverbänden. Er oder sie organisiert auch die Verteilung der Schüler/innen auf die Praktikumsplätze. Es ist vorteilhaft, wenn der/die Koordinator/in selbst in einer der *Compassion*-klassen unterrichtet. Dann wird den Schüler/innen die enge Verbindung des Praktikums mit dem Unterricht noch deutlicher.

Diese Verbindung von Erlebnissen mit reflektierendem Unterricht ist das pädagogisch Neue des *Compassion*-projekts und für seine nachhaltige Wirkung entscheidend. Das Projekt hat alle Vorteile einer erlebnispädagogischen Maßnahme: Es vermittelt einen intensiven einmaligen Eindruck, der so in der Routine des Schulalltags kaum möglich wäre; es ist zeitlich begrenzt und gibt den Schüler/innen die Sicherheit, dass sie nach dem Praktikum in ihre gewohnte Umgebung zurückkehren werden. Das *Compassion*-Projekt belässt es jedoch nicht bei dieser erlebnispädagogischen Aktion. Gefühle wechseln und sind wenig zuverlässig. Es gibt zwar kaum ein soziales Handeln, das nicht auch auf Gefühlen beruht und Gefühlsregungen auslöst, aber das Gefühl begründet nicht unbedingt verlässliche Haltungen. Aus dem Gefühl heraus zu handeln, ist nicht immer gut. Was den einen berührt, kann den anderen ekeln, und er wird sich abwenden, auch wenn sein Handeln gefordert wäre. Für seine Gefühlsregung kann ein Mensch nichts. Wohl aber für seine Entscheidung zu helfen mit dem, was er kann – oder eben auch nicht. Pädagogischer Kerngedanke des *Compassion*-Projekts ist also die Überzeugung, dass die erlebnispädagogische Maßnahme eines Sozialpraktikums auf längere Sicht zu veränderten Verhaltensbereitschaften und Haltungen im Bereich des

Sozialen führen kann, wenn sie mit Unterricht verknüpft ist, der informierend, reflektierend und bewertend auf Erfahrungen im Praktikum vorbereitet und nachträglich darauf eingeht.

## Warum „Compassion“?

Der Name *Compassion* gab und gibt immer wieder Anlass zu Nachfragen. Warum Englisch und warum „Mitleid“? Wahrscheinlich ist der Begriff *compassion* am besten mit „Mitgefühl und Solidarität“ übersetzt. Die Autoren der *Compassion*-Initiative entnahmen ihn dem Vokabular der Kennedy-Brüder. Sie plädierten schon in den sechziger Jahren gegen den Trend einer sich entsolidarisierenden (US-)Gesellschaft, wofür es viele Anzeichen gab, für eine Gesellschaft, in der aus menschlichem Mitgefühl erwachsenes soziales Engagement selbstverständlich ist, Anerkennung findet, sozial honoriert wird und in der der sozial Handelnde nicht als der Dumme dasteht. Dieses mit dem Namen *compassion* umschriebene Programm einer Kultur der Mitmenschlichkeit stand den Autoren der *Compassion*-Initiative bei der Namensfindung ihres Projekts vor Augen.

## Chancen der Schule

Freilich wissen sie, dass die Schule nicht die Reparaturwerkstatt der Gesellschaft ist. Die Individualisierung der Lebensläufe und die Auflösung traditioneller Solidaritätsbündnisse wie Familie, Nachbarschaft, Kirche, die auf selbstverständlich stabilen und langfristigen Bindungen beruhten und die der „flexible Mensch“ (Richard Sennett) ohne Aussicht auf lebenslang feste Bindung an einen Beruf, eine Firma, eine Stadt, eine Nachbarschaft usw. einfach nicht mehr haben kann, – all diese Entwicklungen, die laut Shell-Jugendstudie „Jugend 2002“ den Typus des „Egotaktikers“ stark machen, der virtuos, sensibel und mit einem Schuss Opportunismus seine Umwelt auf die sich ihm bietenden Chancen hin abtaste, haben in der Gesellschaft, nicht in der Schule ihre Ursachen. Und die Schule kann sie nicht ändern. Das wäre schlichtweg blauäugig und das ist auch nicht ihre Aufgabe. Die Schule kann nur anregen hinzuschauen und zu verstehen, warum Menschen, die ich nicht kenne und deren Lebenseinstellung ich nicht verstehe, dennoch das Recht haben, jene Hilfe und Unterstützung zu bekommen, die sie brauchen, um leben zu können.

Ist das mit vermeintlichen „Egotaktikern“ zu machen? In der wissenschaftlichen Begleitung des Projekts hat sich gezeigt, dass das Bild vom „Egotaktiker“ nicht ganz stimmt, dass ein Großteil der Jugendlichen egozentrisch (Leben, wie ich will; Spaß haben) und prosoziale Werte (Partnerschaft, Anderen helfen usw.) zugleich lebt und scheinbar problemlos miteinander verbindet. Es ist nicht so, dass auf der einen Seite nur die Egoisten wären und auf der anderen die sozial eingestellten Jugendlichen. Viele Jugendliche – und Erwachsene – leben beides. Sie achten auf sich, sie gehen sorgfältig mit sich um, aber eben auch mit Anderen. Das geforderte soziale Engagement muss nur einsehbar sein und überschaubar bleiben und es darf keine weiteren Verpflichtungen enthalten. Jugendliche lehnen Vereine ab, aber sie engagieren sich. Sie helfen nicht aus einem Opfermotiv oder einer Ideologie heraus, auch nicht aus religiösen Motiven, sondern sie helfen, weil es „Spaß“ macht, also nicht

## Porträt Porträt Porträt Porträt Porträt Porträt Porträt Porträt Porträt Porträt

zuletzt auch einen Zugewinn an Lebensqualität ermöglicht.

Wie weit ihre Hilfsbereitschaft allerdings über die Familie und das eigene Milieu hinausgeht, das hängt von der sozialen Perspektive ab, die Jugendliche einnehmen können (und die ist eben nicht global auf die ganze Menschheit bezogen, sondern auf Familie und Freunde), von eigenen Ressourcen (Selbstbild und Selbstwertgefühl, Grad der sozialen Integration, Schulerfolg und Zukunftsperspektiven), den im Umgang mit Erwachsenen gemachten Erfahrungen und davon, ob solche Bereitschaft als lohnend und bereichernd erlebt und anerkannt wurde.

Hier setzt das Projekt *Compassion* an. Es führt junge Menschen zu jenen, die ihnen fremd und nicht leicht zu verstehen sind, andere Sprachen sprechen und ein anderes Leben führen, die auf der Straße oder im Heim leben. Diese Menschen anzuerkennen, so wie sie sind, ist übrigens ein Lernprozess, dessen Erfolg mit darüber entscheiden wird, ob neue Solidaritätsbündnisse in einer globalen Welt mit unterschiedlichen Kulturen und Religionen vorankommen oder in regional aufblitzenden Kurzschlüssen implodierender Gewalt gegen das Fremde und Nicht-Zu-Verstehende vorzeitig an ihr Ende stoßen.

Soziales Lernen in diesem Sinne zielt auf anderes als nur Teamfähigkeit. Es ist vorab ein Bildungsprozess, in dem es um das Verstehen, Reflektieren und Bewerten von sozialen Haltungen, Denk- und Verhaltensweisen geht. Und er ist in dem Maße Aufgabe der Schule, wie die traditionellen Lernorte des Sozialen, die Familie, die Nachbarschaft, die Kirchen, an Binde- und Prägekraft verlieren. Oder wer könnte sonst noch an ihre Stelle treten? Die Schulen jedenfalls erreichen und beeinflussen wie keine andere gesellschaftliche Institution die jungen Menschen über viele Jahre hinweg. Sie haben daher eine besondere Verantwortung.

### Aus den Ergebnissen der wissenschaftlichen Begleitung

Die Schüler/innen begegnen dem Vorschlag, an *Compassion* teilzunehmen, zunächst weder mit großer Begeisterung noch mit Ablehnung. Sie zeigen zu Beginn eher wohlwollende Unentschiedenheit. Daraus wird am Ende des Schuljahrs begründete Zustimmung. Rund 80 % der Befragten sagen, das Projekt sei „eine gute und wichtige Erfahrung“ gewesen und: „Das sollte jeder mal machen“. 41 % sagen, sie hätten in diesem Schuljahr „etwas Wichtiges geleistet“. Die Hälfte der Befragten hatte das Gefühl „gebraucht zu werden“. Ein Viertel der Befragten fasst eine Fortsetzung des Praktikums ins Auge, zwei Drittel hat „keine Zeit“ oder will „Bezahlung“ oder „hat genug davon“. 5 % arbeiten bereits an ihrem Einsatzort weiter.

Die Zahl derer, die sich zu Beginn des Schuljahres überhaupt keine Form sozialen Engagements für sich selbst vorstellen konnte, sinkt nachhaltig um rund 10 %. Aber es bleibt nicht bei einer individualistischen Helferoption. Die Zahl derer, die von Staat, Kirchen und Gewerkschaften mehr Engagement erwarten, steigt zwischen Schuljahrsbeginn und Schuljahrsende im Blick auf den Staat von 36 % auf 47 %, die Kirchen von 19 % auf 32 % und die Gewerkschaften von 6 % auf 13 %. In den Kontrollschulen, also in Schulen ohne *Compassion*-Projekt oder vergleichbare Sozialprojekte, haben wir den gegenläufigen Trend festgestellt: Hier sinkt mit zunehmendem Alter die Zahl derer, die sich ein

soziales Engagement für sich oder auch nur für andere, für den Staat, die Kirchen usw. vorstellen können.

Und auf die Frage, ob man langfristig besser dasteht, wenn man sich für andere einsetzt, Frieden stiftet, hilft, solidarisch ist, sinkt an den Schulen ohne Sozialpraktikum die Quote derer, die diese Frage bejahen, innerhalb eines Jahres von 84 % auf 79 % – bei zunehmendem Alter der Schüler/innen übrigens mit weiter fallender Tendenz. In *Compassion*-Schulen dagegen steigt sie von 81 % auf 89 % an. Der Trend zur Entsolidarisierung kann ihn auf dem Wege reflektierter Erfahrungen umgedreht werden.

Eine Perspektive zum Schluss: Lawrence Kohlbergs Antwort auf die Problematik der Segmentierung des Schulwissens und die relative Folgenlosigkeit üblicher Moralpädagogik an Schulen war sein Verständnis der Schule als „just community“, als gerechte Gemeinschaft. Er plädierte dafür, die Schule als Erfahrungs- und Experimentierfeld moralischen und sozialen Lernens zu verstehen. Die *Compassion*-Schulen haben dieses Erfahrungsfeld außerhalb des Schulgebäudes. Das wird so sein, solange die Integration behinderter Kinder und Jugendlicher an den Schulen nur in Ausnahmen stattfindet. Aber auch eine solche Integration könnte die durch *Compassion* erschlossenen Erfahrungswelten nicht ersetzen. Das zeigen eindrücklich die Wirkungen des Projekts an Förderschulen. Sozialpraktika leben vom Kontrast zum normalen Schulalltag, aber nicht nur von diesem Kontrast. Sie vermitteln auch Distanz zur gewohnten Schulwelt und geben die Chance, sich jenseits eingespielter Festlegungen durch die Schule als Mensch in der Begegnung mit anderen Menschen zu erfahren. Und im Unterschied zu den just-community-Schulen Kohlbergs geht es im *Compassion*-Projekt nicht um Fairness und Gerechtigkeit, die verhandelbar ist und immer neu ausgehandelt werden muss, sondern um Zusage und Solidarität, um die man nur werben kann. Erzwingen im Sinne eines rechtlichen Anspruchs kann man sie nicht.

Lothar Kuld

### Literatur

- Metz, J.B./Kuld, L./Weisbrod, A. (Hg.): *Compassion*. Weltprogramm des Christentums. Soziale Verantwortung lernen. Freiburg 2000.  
 Kuld, L./Gönnheimer, St.: *Compassion*. Sozialverpflichtetes Lernen und Handeln. Stuttgart 2000.  
 Kuld, L./Gönnheimer, St. (Hg.): *Praxisbuch Compassion*. Soziales Lernen an Schulen. Unterrichtsmaterialien für Sekundarstufe I und II. Donauwörth 2003 (im Druck).  
 Kuld, L.: *Compassion*. Raus aus der Ego-Falle. Münsterschwarzach 2003.

Prof. Dr. Lothar Kuld ist Professor für Katholische Theologie/Religionspädagogik an der Pädagogischen Hochschule Karlsruhe. Er hat das Projekt „Compassion“ wissenschaftlich begleitet. Forschungsschwerpunkte: Soziales Lernen, theologische Biographieforschung, religiöse Entwicklung in Kindheit und Jugend.